

(Nachdruck verboten.)

10] Auf der letzten Schäre.

Roman von Gustav af Geijerstam.

Als der Morgen der nächsten Arbeitswoche anbrach und der Westwind sich beim Tagesgrauen erhob, da saß Jille Bumm in seinem Boot und segelte weit hinaus. Phylax hatte er bei sich; er sah grimmig aus, wie er da am Steuer saß und sein gutmütiges Gesicht war düster. Als er so weit gekommen war, daß die Gütten mit dem Felsen zu verschwimmen schienen, beugte er sich hinab und band dem Hunde einen großen Stein um den Hals. Phylax winselte und leckte die braune Hand seines Herrn und der alte Bumm fluchte und streichelte sanft den Kopf des Hundes. Dann wandte er sein Gesicht ab, hob den Hund über den Bootsrand und ließ den Stein fallen. Er sank ohne einen Laut zum Grunde und Jille Bumm saß zum erstenmal seit vielen Jahren einsam im Boote.

Erst mehrere Tage später kam der alte Bumm nach Hause. Und als er kam, da war er betrunken, und seine Frau wagte nicht, ihn zu fragen, wo er gewesen.

So hing es zusammen, daß Bumm nicht in die Kirche kam und daß Mutter Beda nichts erfahren konnte. Die Geschichte von Phylax bekam sie erst am Montag zu hören, und da wurde es Mutter Beda klar, daß einige Zeit verstreichen würde, bevor sie mit Jille Bumm vernünftig reden konnte.

Doch weder Mutter Beda noch Jille Bumm konnten wissen, daß es eigentlich ein großes Glück war, daß es damals zu keiner Unterredung kam. Und als diese Sache klar wurde, da war Phylax vergessen, ebenso wie der ganze Vorfall, der sein plötzliches Hinscheiden verschuldet hatte.

8.

Während der Woche, die nun folgte, blies ein Ostwind vom Lande, und das erste große Fischerboot, das die Ankerlichtete, war der „Polarstern“. Wieder strömten die Frauen zusammen, um den Männern Lebewohl zu sagen. Sie stiegen an Bord der großen Boote; und die kleinen Fahrzeuge, die sie nach einer Weile zurückbringen sollten, wurden ins Schlepptau genommen. Dann lichtete man die Anker, die Segel blähten sich, und eines nach dem andern segelten die großen Boote hinaus ins Meer, während Männer und Frauen ihnen ein Lebewohl zuwinkten und vom Loffenausguck Hurra gerufen wurde. Eines nach dem andern salutierte mit der Flagge. Es waren vier Boote, die gleichzeitig die Reise nach den Sandbänken der Nordsee an der Küste der englischen Inseln antraten. Und das war etwas Seltenes, daß so viele ganz zur gleichen Zeit felten. Darum war auch die ganze Bevölkerung der Insel auf den Beinen. Man stand auf den Schwellen der Häuser und auf Felsen, man winkte von Fenstern und Türen, auf den Brücken waren Männer versammelt und riefen Hurra, und auf dem Dach des Pfarrhofes stand ein Kaminfeger und schwenkte seine schwarze Klappe gegen den blauen Himmel.

Auf dem Deck des Fahrzeuges war es still und stumm. Die eine oder die andre der Frauen verschwand über die Kajütentreppe, um etwas zu sagen, was nicht für fremde Ohren geeignet war. Die eine oder die andre stand einsam da und sah schon jetzt hinaus über die tanzenden Wellen, als fühlte sie bereits einen Vorgeschied der langen Nächte des Wartens, die kommen sollten. Aber die allermeisten sahen glücklich und ruhig aus, als gingen sie zum Feste. Die Erinnerung an die letzte glückliche Fahrt erfüllte sie mit guten Verheißungen für die kommende, und die, welche die Stimme der Angst in ihrem Innern nicht ersticken konnten, erstickten wenigstens die Äußerungen derselben. Denn kein Mann mochte es leiden, wenn sein Weib den andern zeigte, daß das Gefühl zwischen alten Leuten ebenso lebendig sein kann wie zwischen jungen und unvermählten. Es ist vielleicht Scheu, vielleicht ein Gefühl für das Schicksliche, vielleicht eine Mischung von alledem. Genug — die Gefühle machen sich nicht Luft, und über dem ganzen Abschied liegt bloß eine Stimmung warmer Sicherheit, die die Reisenden und die

Daheimbleibenden mit der Stärke eines Treugelübniße verbindet.

Denn etwas von „ich baue auf dich, ich warte auf dich, ich denke an dich, ich arbeite für dich und die Unfern“ — etwas von alledem liegt in diesem Abschied, wenn Mütter, Frauen, Bräute und Schwestern plötzlich, sobald die Boote beinahe gegenüber dem Leuchtturm angelangt sind, sich versammeln, um Söhnen, Männern, Verlobten und Brüdern einen letzten Handschlag zu geben. Das geschieht bei der letzten Schäre, vor der die Bogen hoch gehen, und das offene Meer beginnt. Dort wird Abschied genommen. Der ist kurz, nichts mehr als ein Handschlag und Adjes. Ein Weilschen später sitzen alle auf ihren Plätzen in den kleinen Booten. „Auslegen!“ ertönt es vom Verdeck des großen Bootes, und im selben Augenblick gleitet das große Boot einsam dahin, eine quirlende Schaumfurche hinter sich lassend, neben der sich die kleinen Boote schaukeln. Wie winzig sie aussehen, diese Ruderboote, die von Frauen und Kindern besetzt sind! Wie kleine Pünktchen erscheinen sie auf dem großen Wasserspiegel. Und wie rasch sie verschwinden, die großen Boote, die die Männer hinaus in das Unbekannte führen, das ihrer harret! Es dauert nicht lange, so werden ihre Gesichtszüge durch die stets wachsende Entfernung verschwommen, und ihre geschlungenen Südmuster und Mützen heben sich undeutlich vom blauen Himmel ab, an dessen fernstem Rand die Wellen weiß leuchten. Selbst die großen Boote werden klein gegen das unendliche Meer, aber wie klein sie auch werden, sie tragen doch das Glück an Bord für die, welche, zum Abschied winkend, still in dem ruhigen Wasser hinter den Schären liegen. Für die Augen der fortsegelnden Männer leuchten nach einer kleinen Weile die Ruderboote bloß wie dunkle Pünktchen auf dem blauen Wasser. Aber diese kleinen Pünktchen, die bald ganz verschwinden und aus dem Gesichtskreise kommen werden, bergen doch für die Fortsegelnden ihre ganze Welt. Für sie ziehen sie aus, um des Lebens Notdurft aus der Tiefe der Wellen zu holen, für sie wagen sie Jahr für Jahr ihr Leben, für sie arbeiten sie, um ihreiwillen trocken sie dem Meere. Für sie und für die kleinen lichten Heimstätten, die still daliegen und warten, auf der felsigen Insel im äußersten Westen Schwedens. Doch für eine Zeit ist das Band wieder zerrissen. Die kleinen Boote setzen sich langsam in Bewegung und rudern zurück zu den Häusern, während die Segel der großen Boote weiß gegen den Horizont leuchten, bis die Wellen sie verdecken.

Und wie die kleinen Boote sich dem Strande nähern, wo Hüfte an Hüfte sich erhebt, weiß, lichtgrüne, graue, rote und violette, wo die Sonne auf der farbenspielenden Klippe gaukelt und die Wellen den Tang der geschliffenen Steine bespülen, da erhebt sich aus einem der Boote ein sachter Chorgesang. Es ist eine eintönige, wehmütige Melodie, mit Worten, die des Seemanns Leben schildern, seine Liebe und sein Glück, seine Sorge und Gefahr, sein hartes Los und sein Grab in den salzigen Bogen:

Singt fallera, singt falleralala,
Seyt bindet der Fischer sein Strömingsney.

Die Worte passen nicht herein, denn an dieser Küste hat kein Mensch je einen Strömling gesehen. Aber die Stimmung paßt, die Stimmung und die einfache Melodie, die sich im Takt mit dem Meere wiegt. Ruhig und still wird der Gesang — er das Wasser getragen, die klaren Kinderdistanze und die Frauenstimmen, und er verstummt erst, als die Boote anlegen und die Schar sich zerstreut, um zu den stillen Häusern zurückzukehren, die einige kurze Tage hindurch von Arbeit und Fröhlichkeit wiederhallt hatten.

Nun liegt der „Dolphin“ einsam im Hafen verankert. Kleider und Mundvorräte sind längst aufgestapelt, das Bettzeug in den Kojen ist geklopft und gelüftet. Der Lasteraum ist nach der letzten Fischladung gescheuert. Alles wäre zur Fahrt gerüstet, und der Wind günstig. Warum schiet der „Dolphin“ nicht die Anker? Warum schiet er sich nicht an, den Kameraden zu folgen, auf dem alten Weg nach Norwegens Küste, dem wohlbekanntem Weg, den Generationen ohne Sectare und ohne Kompaß gesunden haben, ohne andren Wegweiser als die Wellen, die Sonne und die letzte Landsicht?

Da ist nur ein Hindernis, und das ist eine Frau, die in Kindesnöten liegt. Es ist Jngels Weib, das, als die Boote heimkehrten, auch gleich Anna in den Tagen des Wartens war. Aber Jngel kann seine Frau nicht verlassen. Er streicht in den Gassen umher und wartet und hofft, daß alles bald vorübergehe, damit er endlich beruhigt ziehen kann. Was ihn hält, hat er den Kameraden erzählt, und sie finden das ganz natürlich. Denn niemand kann sein Weib allein in Kindesnöten lassen, und niemand kann arbeiten, wenn unruheerfüllte Gedanken quer über ein stürmisches Meer den Weg zum Lande suchen.

Das wissen alle, und darum gehen sie alle müßig herum, obgleich der Wind günstig vom Lande weht, und warten darauf, daß der Kamerad mit leichterem Herzen sein Weib verlassen kann. Dieses Mal giebt es gar keinen, der sich widersetzt. Alle fühlen, daß dies recht und billig ist. Alle wissen, daß man das Recht hat, das, was man heute für einen andern thut, morgen für sein eigen Teil zu verlangen, und das kameradschaftliche Gefühl ist hier so stark wie ein Blutsband. Vielleicht kommt dies offene Empfinden für das Wohl der andern daher, daß diese Männer ihr Brot nicht aus der Erde holen, wo die Menschen sich drängen und beiseitestoßen und die Grenzen von Wein und Wein abgesteckt sind, sondern aus dem großen, weiten Meer, an dem alle gleiches Recht haben und wo sich Platz findet für kräftige Arme und ehrlichen Mut.

Aber eines Morgens hatte das Warten ein Ende, und Jngel kam vergnügt und vaterstolz zurück zu den Kameraden und teilte ihnen mit, daß es nun kein Hindernis mehr gebe. Und so lichtete der „Delphin“ die Anker und steuerte meertwärts. Zwei kleine Rähne waren angehängt, und damit waren alle Fischerboote verschwunden, und auf der Schäre sollte wieder das Alltagsleben des Sommers beginnen.

Märta hatte seit dem Keinen Vorfall, der sich zwischen ihnen auf dem Tanzboden abspielte, nicht mit Niels gesprochen. Zuerst war sie außer sich gewesen und hatte geglaubt, nie einen Menschen so gehaßt zu haben wie Niels. Daß er so schlecht sein und ihr so wehe thun konnte! Viele Male hatte sie sich selbst gelobt, daß sie keinen Schritt thun wolle, um ihm entgegenzukommen und es wieder gut zu machen. Doch je näher der Tag der Abreise kam, desto unruhiger begann sie sich zu fühlen, und sie merkte, daß sie eigentlich nie im Ernst geglaubt hatte, daß es wirklich zu Ende war. Zu Ende! Nein! Es waren ja nur Dummheiten gewesen. Ein bißchen Zanf, ein bißchen Groll, so wie es unter Liebesleuten vorzukommen pflegt. Dann mußte man sich nur veröhnen und wieder Gutfreund sein, und Märta hatte sich oftmals vorgestellt, wie herrlich es sein würde, zu fühlen, daß Niels, möchte sie mit ihm anfangen, was sie wollte, sie doch niemals entbehren konnte.

Der Gedanke, daß er sie vielleicht doch im Ernst verlassen könnte, ja, ihr nicht einmal Lebewohl sagen, bereitete ihr noch keinen Kummer. Der war für Märta so unfassbar, daß sie sich wie betäubt fühlte, und alles für sie zum Chaos wurde. Es war ihr, als könnte sie weder das verstehen, was geschah, noch das, was geschehen sollte.

Märta konnte unmöglich den Gedanken festhalten, daß all dies wirklich war, und im nächsten Augenblick kam der Bohn wieder über sie. Denn in all dem gab es doch eines, was Märta gleichsam vor ihrem eignen Gewissen rechtfertigte, und das war, daß sie gekommen war und versucht hatte, es wieder gut zu machen. Wie das sie nun nachher wurmt! Sie, ein Mädchen, war gekommen und hatte gebeten, mit ihm tanzen zu dürfen. Und vor allen Menschen hatte er nein geantwortet und sich von ihr wegwendet. Es war freilich richtig, daß so gut wie niemand diesen Auftritt bemerkt hatte. Keiner konnte, streng genommen, wissen, was sie gesagt, und niemand hatte auch gehört, was er antwortete. Aber das blieb sich gleich! Der Sinn war auf jeden Fall derselbe gewesen: Und Märta haßte, haßte, haßte ihn!

(Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Es weht heute keine Luft, zu lachen. Der Spott wie der Spott verzieht. Der heroische, blutende Ernst eines Volkskampfes bannet unser Fühlen und Denken.

In Belgien ringt das Proletariat gegen die Fremdherrschaft des organisierten Passentums, das unter der Kutte Säbel und Plüme birgt und dessen breite, schwarze Schatten die Sonne verfinstern. Die

Vaterlandslosen kämpfen um ihr Vaterland, das man ihnen entwendet hat. Denn der Unterdrückte und Entrechtete ist um seine Heimat betrogen. Nur die Gleichheit des Rechts und der Freiheit macht aus der Galeere, an die der Sklave geletzt ist, ein Vaterland, für das der Freie freudig arbeitet.

Ihre belgischen Brüder heißen das Grundrecht, ohne das eine friedliche Entwicklung in den modernen Staaten unmöglich: das allgemeine gleiche Wahlrecht. Man weigert es ihnen, und sie beschließen, es zu erzwingen.

Sie steigen auf die Straße, um die Macht ihrer Massen auch dem blödesten Auge sichtbar zu machen. In der Vereinzelung ihrer Wohnungen, selbst in dem Zusammenströmen in Fabriken und Versammlungshäusern scheinen sie ohnmächtig. Aber wenn die Menschenflut der Arbeit unter freiem Himmel dahin strömt, dann müssen die Herrschenden erschrecken vor dem unüberwindlichen Giganten, den sie bisher niemals bei Tageslicht in seiner ganzen Größe wahrgenommen. Doch die Herrschenden wollen und die Unterdrückten sollen nicht sehen, wie stark das Proletariat ist. Darum treiben die Soldner der herrschenden Klasse die friedlich Demonstrierenden von der Straße. Und die fromme, überchristliche Regierung, die in besondrer Jubrust die Liebe des Nächsten kultiviert, läßt die ehrfürchtgebietende Prozeßion der Freiheit mit Säbelklingen und Kleinaltribrigen Geschossen auseinander-treiben, die Straße färbt das heilige Blut der Märtyrer.

Die Gewalt weckt die Gewalt! Der herzlose Telegraph meldet in seiner dünnen geschäftsmäßigen Sprache Wort für Wort erschütternde Tragödien. „Ein junges Mädchen wurde durch einen Schuß aus einem Karabiner getötet.“ Nichts weiter, wie eine Reporter-notiz, dieselbe Gleichgültigkeit, mit der etwa berichtet wird: „Gestern abend stürzte ein Droschkensperd.“ Aber der blasse, unbarmherzige Satz erhebt sich plötzlich von dem toten Papier, in wachendem Sturm beginnt er zu brausen und er schreit millionenfältig hallend in die Welt hinaus: Ein junges Weib starb für die Freiheit — im Frühling; sie ward geopfert für die gerechte Sache des Volkes, ein Weib, das erst an der Schwelle des blühenden Lebens stand! Die geschlossenen Augen werden befeuernd auf Euch ruhen, diese stummen Lippen werden immerdar Euch mahnen, den Fluch der grausamen Herrschaft zu brechen. „Ein junges Mädchen wurde durch einen Schuß aus einem Karabiner getötet.“ Daß sie der stolz wehende Sieg auf das stille Herz küßte!

Stück für Stück nur entreißt das Proletariat unter Marter und Hunger den Nachhabern sein Recht. Wie es jedes Gramm Brot mit einem Teile seiner Lebenskraft bezahlt, so muß das Volk, dessen Arbeit alle Werte der Kultur ermöglicht, auch jede winzige Freiheit unter unfählichen Opfern erstreiten. Das Proletariat verlangt nur das Geringe, Selbstverständliche: alle paar Jahre an einem einzigen Tage seinen Willen, gleich den Besitzenden und Regierenden, bekennen zu dürfen. Und um der Forderung dieses Grundrechts willen hegt man sie wie schädliche wilde Tiere. Ueber Leichen schreitet die Menschheit zur Kultur, deren Würtel Blut ist.

Da haben es die Agenten der herrschenden Klasse leichter und bequemer. Sie leisten täglich 24 Stunden gediegenste Weltgeschichte allerersten Qualität. Sie setzen sich in einen Luxus-Expreszug, fahren nach Venedig und Wien, plaudern bei guten Weinen und Cigarren ein Stündchen mit den regierenden Kollegen — und das Rad der Zeit hat wieder eine bedeutungsvolle Drehung vollendet. Amtierende Minister sind immer genial und immer erfolgreich, sonderlich in einem Lande, wo zwar nicht die Gedanken, aber doch die Gel — nach einstimmigem Beschluß — zollfrei sind. So ein glücklicher Vollstrecker der Völkermission löst mittels einer Rund-schafart alle Schwierigkeiten der Postfil, scheidet alle Sorgen von den verschiedenen Volksseelen, jedes Wort wird ihm zum strahlenden Sieg und die Wege seiner Triumphe sind bedeckt mit Zeitungsbogen, deren Vettern des Erhabenen Ruhm preisen. Die paar Tröpflein Blut, die bei solcher Fabrikation weltgeschichtlicher Fortschritte verbraucht werden, fließen lediglich aus den englischen Veasicals, die zur Fenerung der ministeriellen Denkapparate notwendig sind.

Graf Bülow, der Unvergleichliche, kam, sah und siegte auf diese durchgreifende Weise soeben wie in Italien so auch in österreichischen Landen. Er hat den Dreibund vorzüglich zusammengeleimt, er hat die Handelsverträge zwischen den Dreibundsländern mit seiner Rode Gewalt so gut wie erledigt, er hat den Weltfrieden gesichert und, wie ich aus sicherer Quelle höre, während er auf dem Alpenpaß ein paar Würstchen zu sich nahm, einen wesentlichen Teil der sozialen Frage gelöst.

Wie sollte er auch nicht! Ein Budapest Blatt hat jüngst das Geheimnis seiner unvergleichlichen, geradezu rasenden Erfolge verraten: Er hält stets peinliche Ordnung auf seinem Schreibtisch! Kein Stäubchen trübt das grüne Tuch, keine Altemappe liegt unordentlich umher, kein Stück Papier entfesselt wüste Anarchie, kein Gewirr von Federhaltern und Bleistiften wandelt die edle Harmonie dieses Möbels in ein elendes Zigeunerlager. Wundert sich da etwa jemand, daß in der Aera Bülow die ganze Welt sich aus dem trüben Chaos in das reine Gefild seines Schreibtisches wandelt? Wo immer der deutsche Reichskanzler erscheint, sofort wird es Licht, das Durcheinander von Makulatur und Aschbehältern verschwindet, und jegliches Ding wandert an seinen gehörigen Platz, die regellosen Festerne werden zu soliden Planeten, die in korrekten zuverlässigen Ellipsen kreisen. Einem Denker und Gelehrten bedeutet wohl der

Schreibtisch seine Welt. Für unsern beispiellosen Staatsmann ist die Welt ein Schreibtisch, ein sauber gepflegter, jederzeit aufgeräumter Schreibtisch, aufgeräumt wie das Gemüt seines Zuhabers.

Dasselbe Blatt verrät uns auch, daß Graf Bülow die Stimmen der öffentlichen Meinung, so weit sie seine Lichtgestalt umkreisen, mit peinlicher Gewissenhaftigkeit sammelt. Insbesondere werden alle Bülow-Karikaturen von ihm angekauft, aufbewahrt und in schmucken Bänden gesammelt. Der deutsche Kanzler ist ungemein stolz darauf, daß so viel über ihn gelacht wird. Und in diesem Bewußtsein schrieb er auf den ersten Sammelband der Karikaturen Goethes Spruch: „Sollen Dich die Dohlen nicht umschreien, mußt nicht Knopf auf dem Kirchturm sein.“

Ein deutscher Kanzler hält sich also in diesen merkwürdigen Zeitaltern für den Knopf eines Kirchturms! Das ist entschieden eine Verwechslung. Ein Knopf ist die Kanzlerschaft allerdings, aber nicht der Knopf eines Kirchturms, sondern der Knopf eines elektrischen Klingelapparates, auf den der Herr drückt, wenn er Wünsche hat. Das ist das Wesen seines Amtes und das Geheimnis seines Bleibens. Fühlt sich Graf Bülow aber wirklich als ragende Kirchturmspitze, so braucht er sich zwar nicht vor dem Geträchse der Dohlen zu fürchten, wohl aber vor dem — zerschmetternden Blitz. Ein deutscher Minister handelt nicht klug, wenn er verrät, wie hoch er sich hinausträumt . . .

Joc.

Kleines Feuilleton.

-Jg. Ein Spaziergang. Die Luft war lüde, beinahe sommerlich warm, nur wenn der Wind von der Spree heraufkam, merkte man einen kühleren Hauch. Es war wunderschön hier unten an der Spree. Der Fluß lag blau und heiter, flinke Boote schossen drüber hin, die weißen Segel leuchteten im goldenen Glanz der Frühlingssonne.

Dazu standen die Wiesen grün und frisch. Das Grundwasser blinkte zwischen den jungen Halmen. An den Sträuchern hingen dicke Knospen, hier und da schon zu Blättern entwidelt. Es war ein Treiben und Schwellen, ein Hauch von Leben über der Landschaft, so etwas Sonnenhelles, Hoffnungsfrohes. Es warf seinen Abglanz auch auf die Gesichter der Menschen. Und es waren viele Menschen hier. In hellen Häufen kamen sie aus der Stadt heraus, zu Fuß und zu Wagen, in der Elektrischen und mit der Stadtbahn. Auf der Chaussee und in den Parkwegen wimmelte es von Spaziergängern. Die Kinder jagten sich und lärmten und schrien. Die jungen Mädchen gingen langsam und sahen nach rechts und links, ob man auch ihre neuen Frühjahrskostüme gehörig bewunderte.

Und mitten durch den lachenden Sonnenschein und die fröhlichen Menschen gingen die Weiden ganz langsam und sprachen kein Wort. Sie paßten überhaupt nicht recht hierher. Sie trugen noch Winterkleider und auch die waren schäbig und abgetragen: ihre Gesichter sahen well und müde aus, besonders das des Mannes. Die Frau sog die Frühlingsluft in vollen Zügen ein. Sie nahm auch zuerst das Wort: „Es ist doch gut, daß wir rausgegangen sind. Woher soll man denn nun in der engen Hofwohnung sitzen? Hier hat man doch noch 'n bißchen Veränderung und kommt auf andre Gedanken.“ Sie sah ihn an, während sie sprach, ängstlich und forschend, als wollte sie ergründen, ob er wirklich auf „andre Gedanken“ gekommen war. Er antwortete aber nicht, er sagte nur: „Ja, ja,“ und erst nach einer Pause: „Wie weit die Bäume und Sträucher schon sind.“

„Ja, drüben an der Stralauer Kirche ist es schon richtig grün.“
„Der Frühling ist doch wundervoll!“ Er sagte es mit einem tiefen Atemzug, sein Gesicht hellte sich auf, der laue Lenztag hatte ihn doch losgerissen; er wies auf den Wegrand: „Sieh mal, da blühen schon Vergißmeinnicht.“

„Ach ja, Vergißmeinnicht!“ Sie blieb stehen und auch in ihre müden Augen kam ein Leuchten; sie bückte sich und pflückte die paar Stengel: „Die stelle ich zu Hause ins Wasser, dann haben wir auch ein Stückchen Frühling. Ach und sieh da, ein Schmetterling!“

„Sogar ein Fruchts.“
„Das bedeutet eine freundige Nachricht.“ Sie lachte jetzt wirklich. „Weißt Du, der alte Aberglaube? Wenn man zuerst einen weißen sieht, giebt es Trauer, und ein gelber bringt Hochzeit, aber ein bunter eine gute Nachricht!“

„Jawohl, gute Nachricht!“ Er sagte es höhnvoll.
„Warum soll denn nicht auch mal zu uns 'ne gute Nachricht kommen?“ Sie schob den Arm wieder in den seinen; langsam gingen sie weiter. Sie sagte: „Vielleicht bekommst Du Zulage!“

„Vielleicht auch nicht!“
„Aber der bunte Schmetterling.“
„Na ja, der bunte Schmetterling, und wenn es das nicht ist, ist es 'was andres.“ Er schnippte mit den Fingern in die Luft und redete sich: „Und jetzt laß überhaupt alle Gedanken, jetzt ist Frühling!“

„Ja, jetzt ist Frühling!“ Sie lachte wieder und strich die Haare zurück, die der Wind zerzaust hatte. „Wie schön die Welt ist, es ist doch recht, daß wir fortgingen.“

„Wir gehen viel zu wenig fort. Man läßt sich so fortreißen von den Sorgen ums Brot. Man muß das alles viel leichter nehmen, dann hat man mehr vom Leben.“

„Ja, viel mehr!“

Und sie gingen weiter, rasch, leicht und froh, durch die lachenden, gepulsten Menschen im leuchtenden Sonnenschein immer weiter und weiter in den grünenden Frühlingswald. Sie waren wie zwei Gefangene, die plötzlich aus langer Haft entlassen fröhlich durch die neue Freiheit schwärmten. Der Alltag mit seinen Sorgen, wie weit war der zurück! —

Sie waren unterdessen bis an die Lokale gekommen. Musik erklang durch die Büsche, Tellergeflapper und Gläserklang; in den feinen Erdgeruch des Frühlings mischten sich würzige Bratendüfte. Er blieb stehen: „Wollen wir hier hineingehen, oder in das nächste?“

„Wollen wir denn überhaupt?“ Sie sah ihn zaghaft an.

„Na, ich denke, wir wollten?“

„Ach Gott ja! Du ein Glas Bier, ich ein Glas Bier und fünf Pfennige Trinkgeld, macht fünfunddreißig Pfennige. Ja das können wir am Ende.“

„Es war doch überhaupt so berechnet.“

„Ja, na ja, wem wir nach Hause laufen.“

„Ja, wenn wir nach Hause laufen.“

Sie standen zusammen wie ein paar verschüchterte Vögel. Die Frau fing zuerst wieder an: „Du hast doch gewiß Durst bekommen nach dem weiten Weg, wir brauchen ja auch nicht so schnell zu trinken, dann können wir uns schon eine Stunde ausruhen.“

„Eine Stunde vor einem Glas Bier, und zusehen wie sie ringsum essen und trinken. Danke!“ Seine Stimme hatte wieder den alten höhnischen Klang.

Sie zupfte an ihrem Cape: „Du kannst ja schließlich auch zwei trinken, dann — dann laß ich morgen Mittag 's Gemüse mit Salz und nehme kein Fleisch und —“

„Wir können's uns ja überlegen! Setzen wir uns erst mal 'n bißchen.“ Er ging auf eine Bank zu, die am Wege stand. Sie setzte sich neben ihn und wieder waltete ein langes Schweigen. Sie spielte mit ihren Vergißmeinnicht und schielte darüber weg zu ihm hin, wie blank und abgetragen sein Ueberzieher war. Sie bat: „Seh' Dich doch mehr in den Schatten, Du wirst ja so heiß in der Sonne!“

„Und man sieht das schlechte Zeug so nicht?“ Er hatte dasselbe wie sie gedacht. Ihr Kleid war eigentlich auch schon vergilbt und schäbig.

Sie antwortete nicht auf die Frage, sie versuchte den heiteren Ton von vorn wiederzufinden. „Eigentlich sitzen wir doch wunderschön hier. Wir hören sogar die Musik. Die da drin müssen Geld bezahlen, wir nicht.“

„Und die da drin haben Geld, wir nicht.“

„Ach Karl, daran soll man nicht denken, und es war doch ein schöner Nachmittag.“

Er ging aber nicht wieder ein auf ihren ermutigenden Ton, er sah zwei jungen Mädchen nach, die die Köpfe zusammenstreckten und sicherten: „Run höhnen die auch schon über unsre schlechten Kleider, wir hätten gar nicht fortgehen sollen.“

„Rein wir hätten nicht fortgehen sollen.“ Sie senkte ihren Kopf wie er.

Und mitten in der hellen Frühlingsluft sahen sie wie zwei Ausgestoßene, einsam und verlassen.

Vom Lokal her klangen die Gläser. —

— Kultur der Speisekürbisse am Spalter. J. Barfuß schreibt in der Wochenschrift „Nertus“: Da die Kürbisse mit Ausnahme der aus Italien eingeführten Arten alle die Eigenschaft haben, Ranken zu bilden, so lassen sie sich natürlich auch sehr gut zur Bekleidung von Lauben, Sitzplätzen, Vogengängen, Säunen, alten Mauern und dergleichen verwenden. In allen diesen Formen sehen sie sehr gut aus, geben ihrer großen Blätter wegen reichlich Schatten und verbinden so das Angenehme mit dem Nützlichen. Es herrscht vielfach noch das Befahren, die Kürbisse auf den Komposthaufen auszupflanzen; wenn dadurch naturgemäß auch große Früchte erzielt werden, so ist diese Methode doch infolge ihrer Verwerflichkeit, als die Wurzeln der Kürbispflanzen die Komposterde ansaugen und sie minderwertig machen. Die Kürbisse dürfen im Garten allerdings auch nicht da gepflanzt werden, wo sie mit ihren weitgehenden Ranken und großen Blättern andre, vielleicht wertvollere Gewächse in der Entwicklung beeinträchtigen. Wir haben jedoch Sorten, welche sich zum Einmachen ganz vorzüglich eignen, darum sollte in jedem Garten auch den Kürbissen ein Plätzchen eingerichtet werden. Am frühzeitig beschattete Lauben zu haben, ist es gut, wenn die Samen schon im März oder April ausgefäet und dann später, Ende Mai und Juni ausgepflanzt werden. Die Entfernung, welche man den Pflanzen giebt, richtet sich nach der Sorte und dem Boden. In einem ausgiebigen Nährboden erreichen die Ranken eine doppelte Länge als in magerem Boden. Um einfache Lauben zu bekleiden, genügen vier gut vorkulturte Pflanzen; einzeln gesteckte Pfähle oder Stangen bekleidet schon eine, denn die großen Blätter und sehr starken Ranken beanspruchen ziemlich viel Platz. Wo die Pflanze ihren Platz erhalten soll, gräbt man ein 40 Centimeter tiefes und 30 Centimeter weites Loch, welches bis zur Hälfte mit kurzem Röhhdünger gefüllt wird, darauf kommt nahrhafte Komposterde, vermischt mit Guano, Knochenmehl oder Hornspänen. In diese Erde setzt man die herangezogenen Pflanzen, wenn die stärksten Fröste vorüber sind.

Allerdings müssen die Pflanzen gut abgehärtet sein und die Luft vertragen können. Durch Anwendung von Schutzmitteln, indem die Pflanzen des Nachts mit einer Glasschuppe oder mit einem Hut aus Pappe bedeckt werden, kann man 14 Tage eher Früchte ernten. —

Sollte sich nun eine stark und kurz gedrungene Pflanze zeigen, was sehr oft vorkommt, so schneide man diese bis auf drei bis fünf Blätter zurück, damit sich aus den stehen bleibenden Augen neue Triebe bilden können. Die einzelnen Triebe werden von Jugend auf an das Spalier oder an die betreffende Vorrichtung lose angeheftet, damit sie leichter emporklettern können. Das zu starke Schnüren der fleischigen Triebe ist zu vermeiden, weil dadurch der regelmäßige Safflauf gehemmt wird. Man hat dann den Sommer über weiter nichts zu thun, als das Unkraut von der Pflanzstelle fern zu halten, den Boden aufzulockern und nach dem Fruchtansatz öfters flüssige Nahrung zu geben. Gute Früchte zum Einmachen sind: Gelber, gezeigter Riesen-Melonen Kürbis, Valparaiso, gelber Boston Markt, silbergrauer Riesen-Melonen Kürbis, Angurien-Kürbis, allergrößter Walsch-Kürbis und andre Sorten. —

Theater.

Lessing-Theater. Gastspiel der Duse. — „Francesca da Rimini“, die „Gioconda“, die „Tote Stadt“ — es sind ausschließlich Stücke von d'Annunzio, in denen die Duse diesmal auftritt. Das ist sehr schade. Wie viel lieber würde man die große Künstlerin in großen Werken bewundern wollen. Indes die „Gioconda“ wie die „Tote Stadt“, die beide auf Berliner Theatern in dieser Saison bereits gespielt sind, haben, bei all ihrer inneren dramatischen Ungulänglichkeit, doch wenigstens eine dankbare, weibliche Hauptrolle. Daß die hoheitsvolle, entlagende Silvia, die ihre Schönheit im Kampf für des Gatten Wert zum Opfer bringt, daß die ganz verinnerlichte, unendlich sensitive blinde Heldin in der „Toten Stadt“ den Sinn und die Gestaltungskraft der Duse reizen mochten, ist wohl verständlich. Aber welcher tiefer, originelle Reiz liegt in dem Schicksal der „Francesca da Rimini“, dem neuesten Werk des Italieners, mit dem die Duse am Freitag hier ihr Gastspiel eröffnete? Es mag sein, daß der des Italienischen hinreichend kundig war, in den Worten des Dramas Glanz und Schönheit hat entdecken können; aber die Handlung, so weit sie aus den Bühnenbildern und dem sehr ausführlichen, vom Dichter selbst verfaßten, ins Deutsche übersehten Textbuch verständlich wurde, weist keinen einzigen Zug, eigenartig motivierender Psychologie auf, durch den uns die Francesca zu interessieren vermöchte. Und ebenso wenig wie die Heldin des Stüdes interessiert das übrige. Es ist kein Wunder, daß bei der Erstaufführung in Rom das Publikum rebellisch wurde. Fünf Stunden soll damals die Vorstellung gedauert haben. Im Lessing-Theater kam man, auch das war eine harte Probe, mit vier Stunden fort. So fein und stilgemäß die von d'Annunzio selbst entworfenen Burgdecorationen sich ausnehmen, durch die unendlich langen Zwischenpausen, welche der Koulissenanbau notwendig machte, wurde die Pracht zu teuer erkauft. Derartige Unterbrechungen bringen alle Stimmung um.

Das Drama ist nichts mehr als eine Ritter- und Liebesgeschichte aus dem italienischen Mittelalter. Giovanni Malatesta, trotz seiner Laune weit und breit der gefürchtetste Krieger, Burgherr auf seinem Ahnenschloß bei Rimini, hat seinen jugendlichen Bruder Paolo nach Ravenna geschickt, um ihm von dort Francesca Polentani als Gemahlin zuzuführen. Das Mädchen wird durch eine List, um welche ihre Brüder wissen, bethört. Sie glaubt, Paolo, der ihr Herz beim ersten Anblick gewonnen, sei ihr als Gemahl bestimmt, und so folgt sie ihm gern. Als sie den Betrug entdeckt, ist es zu spät. An offene Empörung wagt sie nicht zu denken, ja man erfährt nicht einmal, daß sie im Innern ihres Herzens etwas wie Haß gegen den aufgedrungenen Gatten nährt. Während die Krieger Giovannis von den Zinnen herab einen Angriff der Feinde ab schlagen, naht ihr Paolo von neuem. Nun ist die Liebe in ihm selbst erwacht; er sagt, er wolle sterben, wenn er damit ihre Verzeihung erlangt und stürzt sich mitten in die Schlacht. Von so viel Ekel und Heldenhaftigkeit gerührt, betet Francesca, daß Gott ihm seine Schuld nicht weiter nachtrage. Sie selbst vergiebt dem Bösen so von Herzen, daß sie bereits im nächsten Akt mit ihm die rührende Liebeshistorie von Lanzillotto da Lago lieft, und ihm, ganz wie der Dichter es in jenem Buch mit süßen Versen schildert, die Lippen zu glühendem Kusse bietet. Nun schreitet das Verhängnis rasch heran. Auch Malatestino, der jüngste Bruder Giovannis, grausam, tapfer, von tadelhafter Verschlagenheit, unzähmbar in seinen wilden Begierden, ist für die schöne Schwägerin entbrannt. Während er im Burgverließ einen Gefangenen martern läßt und das Wehgeschrei an die Ohren der geängsteten Francesca dringt, bestirmt er sie. Als sie ihn abweist und um Schöpfung für den Gefolterten fleht, erschlägt er den Wehrlosen und eilt zu Giovanni, um ihn zur Rache gegen Francesca und Paolo, deren heimliche Verbindung er ahnt, anzustacheln. Webend vor Grimm, zwingt Giovanni seine Nachsicht nieder, bis er volle Gewißheit über die Schuld der beiden haben wird. Er ruft Paolo, sagt ihm, er und Malatestino hätten über Land zu reiten, derweilen sollte Paolo auf der Burg die Frau ihm hüten. Die List gelingt. Wie er am Abend zurückkehrt, findet er den Bruder in Francescas Gemach. Der Schwertschlag, der dem Bruder gelten sollte, trifft zugleich die Liebende, die sich zwischen die Streitenden wirft. Und niederkauert an ihrer Leiche, zerbricht er in dumpfen Schmerz die blutige Klinge. — Francesca stirbt, ohne das wir sie eigentlich kennen gelernt hätten. Daß sie eine Liebende ist alles, was wir von ihr wissen. Giovanni und

Malatestino, Typen aus den wilden Zeiten der italienischen Frührenaissance, treten in dem abenteuerlichen, breit das Milieu ummalenden Stüde viel markanter als die weibliche Heldin hervor. Auch der Duse gelang es nicht, aus dieser Figur ein einheitlich Lebendiges zu schaffen. Was sie bot, war eine Reihe wundervoller Bilder. Wie sie, zum erstenmale Paolo erblickend, ihm die rote Nase reicht und dann an dem blühenden Strauch niederinkt, wie sie das Haupt des Verwundeten in die Hände nimmt, mit mütterlicher Barmherzigkeit den Namen des bewusstlos aus dem Kampf zurückgetragenen Malatestino ruft, wie sie, lebenswürdig mit dem Gesolge plaudernd, von dem fahrenden Händler den Schmutz der Stoffe vor sich ausbreiten läßt, und mit Paolo dann die schwülen Berge Dantes liest — das alles, ihr Reden wie ihr Schweigen und das Spiel der Finger war von sanftbezwingender, köstlicher Anmut. Und der Hauch sinnender, aus verborgenen Tiefen der Seele aufschwebender Schwermut, den sie über die Gestalt gebreitet, vertiefte noch den Zauber der Sympathie, der von ihr ausströmte. Aber doch, aus all diesen Bildern wuchs kein Charakter von überzeugender, plastisch-klarer Fassung hervor. Was sie in der Francesca spielte, war sie selbst, und sollte es wohl auch sein. Das ging so weit, daß darüber sogar der einzige deutsche Zug, mit dem die Rolle in der Handlung ausgestattet ist: Francescas feurige Liebesleidenschaft, zu kurz kam. So sanft und schmerzlich resigniert, wie sie die Heldin gab, verstand man gar nicht, wie der Trieb des Blutes solche Macht in ihr erlangen konnte, daß er sie in das Bagnis des Ehebruchs trieb. Das elementarische Zwingende, das fehlte hier. — In der italienischen Truppe überraschten Cito Galvani, der Francescas Bruder gab, Carlo Rosaspina, der Darsteller des Giovanni, und Emilia Varini, die Darstellerin des jungen Malatestino, durch feurig-temperamentvolles Spiel. Ein paar andre Rollen waren recht unzulänglich besetzt. — dt.

Humoristisches.

— Im Schmierentheater. Direktor (zum Schauspieler): „Sie müssen unbedingt nochmals heraus, lieber Brüller; im Parterre haben zwei Herren um zehn Glas Bier gewettet, wer Sie mit einem faulen Ei auf die Nase trifft!“ —
 — Ein Anziehungspunkt. Dame (beim Arzt): „O sorgen Sie doch, Herr Doktor, daß mein Mann die rote Nase los wird! Jedesmal, wenn wir vom Spaziergang heimkehren, haben wir ein halbes Dutzend Weinreisende hinter uns!“ —
 — Nach und nach. „Du, was ist denn das für ein Herr dort, der bei seinem Neden immer die Ausdrücke gebraucht: „Wenn ich mich nicht täusche“, „weinn ich mich nicht irre“, „soviel ich mich erinnern kann“, „es kam auch anders sein“ usw.“ —
 „Das ist der frühere Förster des hiesigen Schlosses — der möcht' sich das Lügen abgewöhnen!“ —
 („Fliegende Blätter.“)

Notizen.

— Die „Neue freie Volkshöhe“ bringt heute und nächsten Sonntag Augengrubers Volksstück „Der Weineidbauer“ zur Aufführung. —
 — Alfred Kossigs Schauspiel „Die Hochstapler“ wird am Mittwochnachmittag von der Neuen Bühne im Theater des Westens aufgeführt werden. —
 — „Schall und Rauch“ hat folgende Novitäten zur Aufführung angenommen: „Der Friedlose“, „Herbstzeichen“ und „Der Reformator“ von August Strindberg, „Glockenspiel“ von Christian Morgenstern, ferner Anni Reumann-Hofer: „Kollegen“, „Schöne Seelen“ von Felix Salten, „Lieblich war die Maiennacht“ von Felix Schneider sowie Johann Licht: „Gerettet“ und Paul Mahn: „Zeitgenosse“. —
 — Wolzogens „Buntes Theater“ bringt am Montag „Die kleine Kammer“ von Hans Hyan, „Das Ragenfell“ von Leo v. Torn und „Durch die Blume“ von Ludwig Mendelssohn zur Erstaufführung. —
 — Das „Deutsche Theater“ eröffnet am 16. Mai im Karl Theater zu Wien ein längeres Gastspiel. —
 — Maxim Gorlis sociales Drama „Die Kleinbürger“ hatte bei seiner Erstaufführung in Petersburg einen durchschlagenden Erfolg. —
 — „Der Duse und das Wabeli“ heißt eine neue, volkstümlich gehaltene Oper von Karl v. Kassel, die demnächst im Verlage von Schott in Mainz erscheinen wird. —
 — Der Tenor Nabal verläßt die Wiener Hofoper. —
 — Die Berliner Kunstgewerbtreibenden haben sich zu einem „Fachverband für die wirtschaftlichen Interessen des Kunstgewerbes“ zusammengeschlossen. —
 — Eine allslavische Kunst- und Industrie-Ausstellung soll im Februar 1903 in Petersburg eröffnet werden; das Finanzministerium weist 30 000 Rubel für die Ausstellung an. —
 — Dem bairischen Landtag ist eine Denkschrift über die Errichtung einer zweiten technischen Hochschule für Bayern, die in Nürnberg ihren Sitz erhalten soll, zugeworfen. —